



JOH. GOTTFRIED EBEL. M.D.
geb. in Züllichau 1764. gest. in Zürich 1830.

gest. v. H. Meyer.

Ferdinand Meyer



Der

Zürcherischen Jugend

auf das

Neujahr 1833.

von der Stadtbibliotheksgesellschaft.

Das Leben des weisen und tugendhaften Mannes ist eine reiche Ausfaat des Guten. Welches auch der äußere Erfolg seiner Bestrebungen seyn mag: das schöne Bild hoher Menschenwürde, das ein solcher Edler zurück läßt, wirkt erhebend und begeisternd bis auf die Nachwelt fort.

Freudig ergreifen wir daher den Anlaß des wiederkehrenden Jahresfestes, um Euch, liebe Jünglinge, mit einem Manne näher bekannt zu machen, dessen Leben als ein Beispiel vollendeter Humanität im schönsten Sinne des Wortes bezeichnet werden kann.

Johann Gottfried Ebel, dessen Bild wir Euch vorlegen, gehört zwar durch seine Abstammung der Deutschen Nation, durch sein Wirken der ganzen Europäischen Menschheit an. Die Schweiz kann sich aber rühmen, von ihm, aus freyer Neigung, zum zweyten Vaterlande erkoren worden zu seyn. An unsere Vaterstadt knüpften ihn die Bande der innigsten Freundschaft, später auch das dankbar angebothene Bürgerrecht. Zwanzig Jahre, länger als irgend anderswo, hat er unter uns gelebt; bey uns hat er seine Ruhestätte gefunden.

Geboren zu Züllichau in der Neumark den 6. October 1764, verlor Ebel schon im neunten Jahre seinen Vater, einen angesehenen Kaufmann. Die Mutter, eine Frau von ausgezeichnet hellem Verstande und überaus achtungswürdigem Charakter, verehlichte sich wieder mit einem Kaufmanne aus Schwedt, der nicht nur die Geschäfte des Hauses mit Glück führte, sondern auch seine Gattinn in der Erziehung ihrer drey Söhne erster Ehe trefflich unterstützte. Johann Gottfried widmete sich aus eigener Neigung den Wissenschaften. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, nachher auf demjenigen zu Neu-Ruppin, damahlß dem gepriesensten in der ganzen Preussischen Monarchie, bereitete er sich zum Besuche der Universität vor, die er um das achtzehnte Jahr zu Frankfurt an der Oder bezog. Von seinen ausgezeichneten Fortschritten während der fünfjährigen akademischen Studien, die vorzugsweise den Naturwissenschaften und der Arzneykunde gewidmet waren, lieferte seine Dissertation über das Verhältniß der Nerven zum Gehirne bey Menschen und Thieren, die er im Jahr 1789 bey Erlangung des Doctorgrades heraus gab, einen beachtenswerthen Beweis. Die Beobachtungsgabe und der Scharfsinn, die der Verfasser später so glänzend entwickelte, ließen sich bereits in dieser ersten schriftstellerischen Arbeit erkennen, und verliehen derselben einen bleibenden Werth.

Auf einen mehmonathlichen Besuch in Wien folgte nun ein dreyjähriger Aufenthalt in der Schweiz, die Ebel von Zürich aus in allen Richtungen durchwanderte. Besonders widmete er seine Aufmerksamkeit den bisdahin weniger bekannten Theilen des Gebirgslandes. Die Resultate seiner Beobachtungen legte er in zwey Schriften nieder, in der „Anleitung, auf die nützlichste und angenehmste Art in der Schweiz zu reisen“, und in der „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz.“ Die erstere vornehmlich begründete den, man kann sagen, Europäischen Ruf, welchen Ebel als Kenner der Schweizerischen Gebirgswelt erlangt hat. Er brach hier eine neue Bahn. Manche der interessantesten Gebirgsgegenden wurden erst durch ihn näher bekannt, durch ihn erst über Verfassung und Sitten unsers Volkes im In- und Auslande richtigere Vorstellungen verbreitet. Wie manchen Irrthum der frühern Reisebeschreiber hat er aufgedeckt, wie manches Vorurtheil in seiner Blöße dargestellt! Nicht nur dieß. Er wollte belehren; er wollte aber auch zur Beredelung der Menschheit mitwirken. In der Schweiz fand er eine herrlich erhabene Natur; er fand, wenigstens in den Gebirgsthälern, ein Volk, das von der allgemeinen Versun-

kenheit des Zeitalters — so schien es ihm — großen Theils noch frey war, und in dessen Verfassung er jenes ewige Gesetz des Rechtes zu erkennen glaubte, daß jedem Menschen in der Brust geschrieben steht. Mit inniger Liebe umfaßte er daher Land und Volk. Wie konnte er anders, er, dessen Herz glühte für alles Schöne, für Wahrheit, Freyheit und Menschenglück! Auch in Andern wollte er diese edeln Gefühle wecken. In der Anschauung der hehren Gebirgsnatur, im Umgange mit dem kräftigen Alpenvolke erblickte er ein Mittel, die Menschen sittlich besser zu machen. Diese Idee belebte ihn; sie weht durch sein ganzes Werk.

Seine Absicht blieb auch nicht unerreicht. Tausende sind durch seine Schriften veranlaßt worden, nach dem schönen Lande zu pilgern. Mächtige Freunde wurden durch ihn der Schweiz gewonnen. Auch der sittliche Zweck wurde zuverläßig nicht verfehlt. Denn kein gutgearteter Mensch kann diese Wunder der Schöpfung betrachten, ohne seinen Geist zum Urheber unsers Daseyns zu erheben, und sich seiner Verwandtschaft mit dem Ewigen deutlicher bewußt zu werden.

Nur zu bald both sich Ebeln die Gelegenheit dar, seine Liebe zu der Schweiz auch durch eigene Hingebung zu bewähren. Nachdem er nämlich von 1793 an drey Jahre zu Frankfurt am Mayn als beliebter ausübender Arzt zugebracht, begab er sich mit seinem geistreichen und edeln Freunde, dem vor etlichen Jahren in Paris verstorbenen Delbner, nach Frankreich, in dessen Hauptstadt er bis zum Jahr 1801 mit wenigen Unterbrechungen verweilte. Er lebte hier in vertrauter Bekanntschaft mit dem Anatomen Sömmerring, mit welchem er ausgedehnte wissenschaftliche Untersuchungen, besonders im Gebiete der vergleichenden Anatomie, unternahm. Einen Theil seiner Muße beschäftigte auch die Uebersetzung der philosophischen und politischen Schriften von Emanuel Sieyes, die er (1796) in Zürich heraus gab. Der Scharfblick und die strenge Consequenz dieses Schriftstellers schienen ihn vorzüglich angesprochen zu haben. Unterdessen nahte der Zeitpunkt, wo auch unser Vaterland in den Strudel der Französischen Revolution hereingezogen werden sollte. Ebel, als ausübender Arzt mit verschiedenen Personen vom diplomatischen Corps, so wie mit angesehenen Französischen Staatsmännern, in vertrauter Berührung, erkannte mit tiefem Kummer die drohende Gefahr. Nur Einen Ausweg erblickte er, den nämlichen, den Johannes Müller angerathen hat. Die Schweizerischen Regierungen sollten

freywillig die veralteten Formen der Verfassung ändern, die herrschenden Städte und Familien auf ihre Vorrechte verzichten, die Unterthanenverhältnisse aufgelöst werden. So, hoffte er, würde dem Französischen Directorium jeder Vorwand zur Einmischung in die Schweizerischen Angelegenheiten entzogen, und die Eidgenossenschaft, durch Vertrauen zwischen Regierung und Volk neu gestärkt, nähme eine so Achtung gebietende Stellung ein, daß Frankreichs Machthaber von ihrem völkerrechtswidrigen Vorhaben absehen müßten. In diesem Sinne schrieb er an mehrere einflußreiche Personen in Zürich, an Paul Usteri, an den Bürgermeister Kilchsperger. Er bath, flehte, beschwor. Lassen wir ihn selbst reden; sein biederer, für wahre Freyheit und Völkerglück warm schlagendes Herz spiegelt sich in seinen Worten so schön ab.

„Das wahre Wohl der Schweizerischen Nation liegt mir am Herzen, so nahe, als es einem ächten Landespatrioten nur seyn kann. Die höchste Gefahr, die je dieser Staat lief, zertrümmert, geplündert und elend gemacht zu werden, ist heran gerückt. Je lebendiger ich davon überzeugt war, desto mehr habe ich über die politische Lage Ihres Landes nachgedacht und alle Mittel aufgesucht, durch die es sich behaupten und unabhängig erhalten könnte. Ich weiß jetzt, daß die Schweizer diese Mittel haben, eine unabhängige Nation zu bleiben, wenn man thun will, was geschehen muß, wenn man die vollste Gerechtigkeit üben, Charakter zeigen und dem Wege einer für die Schweiz gesunden Politik folgen will.“

„Alles, Alles, was sich hierüber in meinem Kopfe gewälzt, hätte ich Ihnen und Andern weitläufig auseinander setzen mögen. . . . Als Mensch und als wahrer Philanthrop kann ich den Gedanken nicht ertragen, daß Ihre Nation, die weit mehr Werth als die Französische hat, ein solch' elendes Loos haben soll, wie alle diejenigen erfahren, wo diese Treulosen den Fuß hingeseht haben.“

„Eine außerordentliche Eidgenössische Tagsatzung muß unverzüglich anfangen, sich mit den hohen Interessen Ihrer Nation zu beschäftigen. Es ist hohe Zeit. Die politische Lage ist ganz verändert; man muß also ein anderes politisches System sich vorzeichnen. Eine Versammlung der ächtesten Patrioten und besten Köpfe muß so lange permanent bleiben, bis das höchste Interesse der Nation gesichert ist, und die dazu nothwendigen Maßregeln beschlossen und ausgeführt sind. Es kommt hier auf die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit

der Schweizernation, nicht mehr auf das Geldinteresse einiger hundert Familien, an.

„Die Natur hat Alles gethan, um die Schweizer zu einer unabhängigen Nation zu bilden. Jetzt müssen die denkenden und regierenden Männer der Nation auch thun, was ihre Pflicht ist; dann sind Sie im Stande, ein unabhängiges, geachtetes und glückliches Volk zu bleiben, und das zu werden, was der wahre Menschenfreund wünschen muß

„Der Umsturz der aristokratischen Regierungen der Schweiz ist hier beschlossen, unvermeidlich beschlossen. Die fünf Potenzen *) und Bonaparte haben darüber nur Einen Willen. Für das politische Interesse der Französischen Republik halten sie diesen Plan für unumgänglich nothwendig, weil sie überzeugt sind, daß sie sich nie auf die Aristokratie verlassen könnten, sondern durch diese unaufhörlich allen Intriguen Englands und ihrer bittersten Feinde, dicht auf den Grenzen der Republik, ausgesetzt blieben. Dieß ist, was man als Staatsgründe angibt. Was aber nicht geäußert wird, und gewiß mehr Gewicht in die Schale jenes Entschlusses gelegt hat, ist die nicht auszuwurzelnende Meinung, daß in der Schweiz Schätze zu finden seyen, daß dieses Land seit der Revolution einige hundert Millionen gewonnen habe. Der Hunger nach dieser Nahrung ist verzehrend, und treibt die ganze, an Gewaltthätigkeit und Plünderung gewohnte Horde, Alles zu ersinnen, um das Eigenthum des Nachbarn zu verschlingen.

„Raum werden zu Raftadt **) die Sachen in's Reine gebracht seyn, so wird man sich zu Euch wenden und das längst beabsichtigte Spiel anfangen. Kommt, o kommt diesem Unglücke zuvor! Alle Mittel dazu liegen in Euern Händen; Ihr seyd durchaus Meister Euers Vaterlandes.

„Zeiget der Welt, daß Kraft, Ausdauern, wahre Vaterlands- und Freyheitsliebe unter Euch wohnen, und Ihr seyd respektirt, — in einem solchen Grade, daß die hiesigen Potenzen, in allen Stufen, nichts gegen Euch wagen dürfen, oder ihre Köpfe zerschmettern werden, wenn sie es versuchen.

„Weg mit dem elenden Ausrufe: „Was vermögen wir gegen diese ungeheure Macht? wir sind verloren, wenn dieser Nachbar es beschlossen hat!“ —

*) Die fünf Directoren sind gemeint.

**) Auf dem bekannten Congresse.

Dieß sind Worte der Feigheit und der erbärmlichsten Kurzsichtigkeit. So sehr auch die hohen Potenzen Grundsätze und Recht mit Füßen zu treten im Stande sind, so sind sie doch nicht eine willkürliche Macht, welche sich der bewaffneten Franzosen als Maschinen bedienen könnte. Sie sind gezwungen, einen Scheingrund zu finden, der blendend genug sey, um in den Augen des großen Haufens zu feindseliger Behandlung eines bis jetzt ganz neutralen Volkes hinlänglich zu berechtigen. Gesezt, daß die Fehler, die man in der Schweiz beginge, diesen Scheingrund lieferten, so ist der Sieg doch auf der Schweizer Seite, wenn im Innern alles Nothwendige geschehen ist, um sich nicht als Lämmer schlachten zu lassen, und wenn demnach Ihre Nation mit Männermuth Bajonette den kommenden Französischen Bajonetten entgegen stellt. Der mannhafteste Widerstand flößt den Franzosen Respekt ein. Kein Nationalhaß ist da, der den gemeinen Franzosen gegen Euch führe. . . .

„Wenn ich meine Blicke auf die Zukunft werfe, und mir die Schweiz in den Klauen denke . . . wie es unaußbleiblich geschehen wird, wenn es dort keine Männer gibt . . . so überfällt mich eine Seelentrauer, die ich noch nie kannte. Je mehr ich die Schweizernation liebe und schätze; je mehr mich meine zunehmenden Erfahrungen überzeugen, daß bey keinem Volke so viel allgemeiner Wohlstand, Biederkeit und Sittlichkeit herrschen, daß kein Volk so leicht das herrliche, trostvolle Resultat darstellen könnte, welches der wahre Menschenfreund durch eine gesellschaftliche Einrichtung beabsichtigt, deren Prinzip Gerechtigkeit gegen jedes Mitglied heißt; je mehr ich einsehe, welch' ein Verlust für die ganze Menschheit es wäre, wenn dieses edle Volk ein Opfer der Verderbtesten unsers Zeitalters würde: — desto unglücklicher fühle ich mich bey der Vorstellung dieser so nahen Wirklichkeit. . . .

„Sollte denn in unserm Zeitalter die Kraft der Tugend nirgends wohnen? sollte es denn nur Energie und Waghalsigkeit zu Verbrechen geben, und zu Schandthaten? — — Fürchterliche Ueberzeugung!

„Euer Heil ist in Euern Händen; weder hier noch in Rastadt müßet Ihr es suchen. Handelt Ihr nicht als Männer, bewirkt Ihr die politische Reform nicht kräftig und gänzlich, so seyd Ihr, in einigen Monathen spätestens, Sclaven von französischen Proconsuln und elenden Commissarien.

„Wer hören kann, der höre!“

Allein der angerathene Plan war für die Lage und den Charakter der

Magistrate, welche ihn ausführen sollten, zu riesenhaft; sie schauerten vor dem Umfange der beynahe unübersteiglichen Hindernisse zurück. Was sie zu leisten im Stande waren, hätte auch schwerlich auf die Entschließungen der damaligen Machthaber Frankreichs bedeutenden Einfluß gehabt.

Ihrem Verfasser bereiteten diese Briefe sehr ernste Gefahren. Durch Zufall oder Indiscretion wurde ihr Inhalt einigen Schweizern bekannt, die damals in Paris selbst Anschläge gegen ihr Vaterland betrieben. Als nun wider Erwarten Bern den Kampf gegen die Französische Uebermacht zu bestehen wagte, und der Clubb in Paris wegen des Ausganges besorgt war, bezeichnete man Ebels als denjenigen, der die Schweiz zu kräftigem Widerstande aufgefordert. Schon war er in Gefahr, verhaftet zu werden, als ein Armee-Courier die Nachricht von der Eroberung Berns brachte. Dieß hielt den Verhaftsbefehl zurück. — Desto lebhaftere Anerkennung fand Ebels aufopfernde Gesinnung in der Schweiz selbst, bey Allen, die nicht ganz durch Leidenschaft verblindet waren. Kaum waren der schändliche Reubel und seine Creatur in Helvetien, der Director Düb, gestürzt — noch hielt ein Fränkisches Heer die Schweiz besetzt *) — so wurden mehrere jener Briefe Ebels, worin er über die Schlechtigkeiten des Französischen Directoriums seinen Abscheu unumwunden äußert, zwar ohne Nennung des Verfassers, im Schweizerischen Republikaner abgedruckt, und den 7. März 1801 ertheilte ihm der gesetzgebende Rath der Helvetischen Republik „zur Beehrung seiner Verdienste um die Schweiz,“ ohne irgend einen Schritt von seiner Seite, das Helvetische Bürgerrecht. Als dann, nach Auflösung der Einheitsverfassung, ein Helvetisches Bürgerrecht nicht weiter bestehen konnte, sondern Alle, die dasselbe erhalten, ein Cantonsbürgerrecht auszuwählen hatten, beeilte sich die Regierung von Zürich, den verehrten Mann, den der Aufenthalt in hiesiger Stadt schon früher vorzugsweise angesprochen hatte, in die Bürgerregister des Cantons aufzunehmen. Eben so ungetheilten und freudigen Beyfall fand in der Folge (1820) der dem größern Stadtrathe gemachte Antrag, Ebels durch Schenkung des Stadtbürgerrechtes zu ehren.

Nach einem Besuche in der Schweiz (1801), wo er seine treffliche Mutter im Bade Pfäfers zum letzten Mahle sah, kehrte Ebel nach Deutschland zurück, und hielt sich nun acht Jahre hindurch größten Theils zu Frankfurt am

*) Im Juli 1799.

Mayn auf. Während dieser Zeit erschienen die zweyte und dritte Auflage seiner „Anleitung“, beyde bedeutend vermehrt und in manchen Einzelheiten berichtigt. Um dann die im Alpengebirge gesammelten geognostischen Thatsachen, die in dem erwähnten Werke nicht anders, als nach den Derlichkeiten vereinzelt, aufgeführt werden konnten, in eine zusammenhängende Uebersicht zu bringen, bearbeitete er ein neues Werk „über den Bau der Erde“, das im Jahr 1808 in zwey Bänden erschien. Auch hier schwebte ihm, in der Ferne wenigstens, ein sittlicher Zweck vor. „Die Geognosie,“ schreibt er in der Vorrede, „wird sich einst der Astronomie als eine gleich erhabene Wissenschaft an die Seite stellen, welche ebenso, wie diese, den Menschen aus seiner Erbärmlichkeit heraus hebt, ihn in die Unendlichkeit des Seyns versetzt, ihn zu Zeugen von Schöpfungen macht, der Würde seines Wesens einen neuen Stempel ausdrückt, und dadurch zu großen moralischen Zwecken führt.“

Kurz nachher (1810) kam er wieder in die Schweiz, um im Schooße einer eben so angesehenen als achtungswürdigen hiesigen Familie, die er neun Jahre früher im Bade Pfäfers kennen gelernt hatte, den Winter zuzubringen. Aber bald knüpfte sich zwischen ihm und dieser Familie ein so inniges Freundschaftsband, daß er jeden Gedanken der Trennung aufgab, und fortan bis zu seinem Tode als Familienglied in diesem Hause lebte.

Als im Spätsommer 1812 des Weltbezwinners Glückstern über den Flammen von Moskau erbleichte, da stiegen neue und schöne Hoffnungen in Ebels Herz auf. Mit begeisterter Zuversicht weißagte er Preußens und Deutschlands Erhebung, und mit dem wärmsten Interesse nahm er an der weitem Entwicklung dieser Begebenheiten Theil. Eben so an den Ereignissen des Jahres 1815, wo er auch bey uns der Idee einer allgemeinen Landesbewaffnung Eingang zu verschaffen suchte, eine Anregung, die indessen ohne Folgen blieb, da der entscheidende Schlag, der in Belgiens Ebenen geführt wurde, in Kurzem jede weitere Rüstung überflüssig machte. Um so schmerzlicher fühlte sich Ebel durch die innern Zerwürfnisse berührt, die in jenen Jahren unser Vaterland zerrissen. Obschon aus Grundsatz jeder amtlichen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten sich enthaltend — vielleicht eine Folge der niederschlagenden Beobachtungen, die er in Paris zu machen die Gelegenheit gehabt, — unterhielt er stets ausgebreitete Verbindungen mit einflussreichen Personen im Auslande, und war von den wichtigsten Europäischen Verhandlungen jener Zeit

fortwährend außß genaueste unterrichtet. Vermittelt dieser Verbindungen hat er während einer längern Reihe von Jahren segensvoll für sein zweytes Vaterland gewirkt; nahmentlich weiß man, daß gewissen, die Unabhängigkeit der Schweiz gefährdenden Entwürfen, die im Jahr 1814 von unbekannter Seite her in Anregung kamen, auch seine Vorstellungen kräftig entgegen traten. Aber sein feines Gefühl für das Schickliche und seine Bescheidenheit haben ihm nie gestattet, auch nur gegen seine vertrautesten Freunde sich hierüber näher auszusprechen, und sorgfältig hat er, noch lange vor seinem Hinschied, unter seinen Papieren Alles vernichtet, was auf diese Verhältnisse auch nur die entfernteste Beziehung hatte. Am tiefsten blickten wohl in Ebels politische Wirksamkeit Justuß Bruner und Sixt von Armin.

Nicht weniger wesentliche Dienste leistete er der Schweiz in den Theurungsjahren 1816 und 1817. Aber auch hier hat sein zarter Sinn jede Spur, welche zu näherer Kenntniß des Umfangs oder der Einzelheiten seines wohlthätigen Wirkens führen könnte, auf das sorgfältigste abgeschnitten. Gewiß ist indessen, daß im Ganzen eine Summe von 13 — 14,000 Gulden, die dem Verewigten größtens Theils durch seine Verbindungen in der Preussischen Monarchie und in andern Gegenden des nördlichen Deutschlands zuflossen, durch seine Hand den Hülfbedürftigen, besonders in den Gebirgscantonen, wo die Noth einen so schauerlichen Grad erreicht hatte, gespendet wurde, und daß er sich theils durch Vereisung der bedrängten Gegenden, theils durch einen sehr ausgedehnten Briefwechsel, vorzüglich mit den Ortsgeistlichen, einer zweckmäßigen Verwendung dieser Wohlthaten zu versichern bemüht war. Selbst vor seinen vertrautern Freunden hielt er diese edle Anwendung seines Einflusses und seiner Thätigkeit geheim. Einer von ihnen erhielt davon erst einige Jahre später auf einer Gebirgsreise Kenntniß, indem ein armer Nelpser, als zufällig Ebels erwähnt wurde, mit Rührung ausrief: „Wie? ihr kennt den Doctor Ebel? Ach, der war in der theuern Zeit unser Brotvater; ohne ihn wären wir Hungers gestorben.“

Besonders dann bewährte sich Ebels edle Denkensart in dem warmen Interesse, daß er an jedem aufstrebenden Talente nahm. Wie mancher dürftige Künstler erfreute sich seiner einflußreichen Verwendung! Keine Mühe scheute er, wenn es sich darum handelte, einem jungen Anfänger zu besserem Fortkommen zu verhelfen. Auch die öftere Erfolglosigkeit seiner Bemühungen schreckte ihn nicht ab. Einst wurde ihm in einem Gasthose zu Altorf ein Bild vorgewiesen,

dessen Gelungenheit ihn überraschte und in dem Fertigster auf den ersten Blick ein ausgezeichnetes künstlerisches Talent vermuthen ließ. Gleich am folgenden Tage suchte er ihn auf; es war ein armer Bauernknabe von Bürglen. Seine Zeichnungen bekräftigten Ebels in seinem günstigen Urtheile. Er lud den Knaben ein, nach Zürich zu kommen, machte es ihm möglich, hier einen ordentlichen Zeichnungsunterricht zu genießen, und brachte ihm durch eigene Mittheilung diejenigen geschichtlichen und übrigen Kenntnisse bey, die dessen künstlerische Ausbildung zu erfordern schien. Dann vermochte er den berühmten Dannecker, diesen Jüngling — es ist der Bildhauer Imhof — als Schüler anzunehmen, verhalf ihm einige Jahre später zur Reise nach Rom, wo sich derselbe noch gegenwärtig aufhält, und blieb ihm bis zum Ende seines Lebens, unter manigfachen Begegnissen, ein väterlicher Freund, ein treuer Rathgeber, ein einflußreicher Beschützer.

Neben diesen menschenfreundlichen Bemühungen beschäftigte Ebel in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens eine vielseitige und unausgesetzte wissenschaftliche Thätigkeit. Der hiesigen naturforschenden Gesellschaft, welcher er seit dem Jahr 1808 angehörte, trug er mehrere vorzügliche Abhandlungen vor. Ebenso war er ein thätiges Mitglied der Schweizerischen Gesellschaft für die Naturwissenschaften, in welcher er den Ausschuß für Prüfung der vaterländischen Mineralquellen leitete. Vornehmlich indessen nahm die Sammlung von Materialen für eine vierte Ausgabe der „Anleitung“ und für die Fortsetzung seiner „Schilderung der Schweizerischen Gebirgsvölker“ seine Muße in Anspruch. Eigenthümliche Schwierigkeiten traten hier in den Weg. Für's Erste die persönliche Stellung des Verfassers. Seine ausgebreiteten Verbindungen nämlich und sein literarischer Ruf zogen ihm während der schönen Jahreszeit eine solche Menge von Besuchen durchreisender Fremder zu, daß er sich mit keinem Gegenstande anhaltend beschäftigen konnte. Es waren nicht nur wissenschaftliche Männer oder überhaupt solche, die Ebels persönliche Bekanntschaft zu machen wünschten; sondern öfter drängten sich auch ganz obscure Leute auf sein Zimmer, und mutheten ihm, bisweilen mit einer seltsamen Dreistigkeit, zu, ihnen den Plan zu einer Schweizerreise zu entwerfen. Gleich als ob er von Obrigkeit wegen bestellter Chef eines Consultations-Bureau für die in der Schweiz reisenden Fremden gewesen wäre. Dennoch konnte Ebel nie vermocht werden, sich durch irgend eine Anordnung gegen solch' unbescheidenen Zutrang zu schützen. „Können

auch", pflegte er zu sagen, „vielleicht neun Besuche meine Geduld auf eine harte Probe setzen, so kann mir der zehnte einen Mann zuführen, dessen Umgang mich für die ausgestandene Beschwerde mehr als schadloß hält; er kann mir einen geistigen Genuß verschaffen, der zum bleibenden Gewinn für mich wird. Ich möchte nicht Gefahr laufen, auch nur Einen solchen Mann zurück zu weisen." In den letzten Jahren seines Lebens war diese Einbuße an Zeit für ihn um so empfindlicher, als ihm während der rauhern Jahreszeit seine Gesundheitsumstände jede geistige Anstrengung ungewöhnlich erschwerten.

Allein auch objective Schwierigkeiten verhinderten die Ausführung seiner literarischen Entwürfe. Bey der neuen Ausgabe der „Anleitung" wollte er einen wesentlich veränderten, ihren Gebrauch für Reisende erleichternden Plan zum Grunde legen, der eine Umarbeitung des ganzen Werkes erforderte. Das Material war unterdessen, theils durch des Verfassers unermüdet und gewissenhaft fortgesetzte geschichtliche, geographische und naturwissenschaftliche Studien, theils durch das Fortschreiten der Begebenheiten während mehr als fünfzehn Jahren, zu einer beynahe unübersehbaren Masse angewachsen. Die neue Ausgabe sollte aber, wo möglich, compendioser seyn, als die vorhergehenden. Wo nun abkürzen? Ebel fand einen wesentlichen Vorzug seines Werkes in dessen Vielseitigkeit. Land und Volk sollten immer gleichmäßig berücksichtigt werden, die Erforschung der Natur mit der Kenntniß des Menschen, seiner Schicksale, seiner Geistesthätigkeit, durchweg Hand in Hand gehen; wie denn auch seine eigenen Studien alle Zweige des menschlichen Wissens umfaßten. Dieser Vorzug sollte dem Werke erhalten werden. Aber welche Schwierigkeit, einen so reichhaltigen Stoff in so enge gezogenen Schranken befriedigend zu bearbeiten. Dazu kam die Ebeln eigenthümliche schriftstellerische Gewissenhaftigkeit, die ihm nicht erlaubte, ein literarisches Erzeugniß vor das Publikum zu bringen, das nicht den möglichsten Grad der Vollendung erreicht hätte. Dieß war es, was, in Verbindung mit den vorhin berührten persönlichen Verhältnissen, die Erscheinung einer neuen Auflage der Anleitung verhinderte. Unterdessen wurden die vorhergehenden Auflagen in unzähligen Uebersetzungen, Nachdrücken und Auszügen durch ganz Europa und bis nach Amerika verbreitet. Die gesammelten, überaus reichhaltigen Materialien zur Vervollständigung seines Werkes sind durch testamentliche Verordnung des Verewigten der naturforschenden Gesellschaft

zugefallen, welche für deren Bearbeitung im Sinne des Seligen das Nöthige eingeleitet hat.

Bleibt für das größere Publicum der Mangel einer von Ebel selbst bearbeiteten neuen Ausgabe seiner Anleitung eine nicht auszufüllende Lücke, so ist die unterbliebene Fortsetzung seines zweyten Werkes ein vielleicht noch mehr zu bedauernder Verlust für die Wissenschaft. Wie in der Geschichte, so gebührt auch in der Länder- und Völkereunde den allgemeinen Uebersichten oder sonstigen umfassenden Bearbeitungen unstreitig das Verdienst, den Leser mit dem ganzen Umfange des Gegenstandes bekannt zu machen; aber erst eine gründliche Monographie öffnet ihm den Blick in die Tiefe desselben, prägt dem Gedächtnisse ein deutliches Bild ein, regt die eigene Geistesthätigkeit des Lesers an, und verschafft ihm die Gelegenheit, seine Beobachtungen und Erfahrungen an das Gelesene anzuknüpfen. In dieser Hinsicht sind Ebel's Schilderungen der Schweizerischen Gebirgsvölker unübertrefflich. Um sie nach Verdienen zu würdigen, muß man sich auf den beschränktern Standpunkt zurück versetzen, auf welchem sich die Literatur der Schweizerischen Landeskunde noch in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts befand. Waren auch schätzenswerthe Materialiensammlungen und umfassende Bearbeitungen vorhanden, so fehlte es diesen an eigenthümlicher Auffassung und geistreicher Behandlung. Was Johannes Müller für die Geschichte, leistete Ebel für die Landeskunde der Schweiz. Mit unermüdetem Fleiße und gewissenhafter Genauigkeit sammelte er einen Reichthum von Thatsachen; bis in's Einzelste des Volkslebens drang er ein, nichts entging seinem Scharfblicke. Und zu welch' anziehendem Gemälde fügte er dann die einzelnen Züge zusammen! und wie klar spiegelt sich in seinen Schilderungen seine schöne Eigenthümlichkeit ab! jener eben so reine als lebendige Sinn für das Schöne, jene stolze Freyheitsliebe, jener edle Abscheu vor jeder Art von Unterdrückung, von Ungerechtigkeit, von moralischer Verwerflichkeit! Wer liebt nicht noch heut zu Tage — um nur Eines anzuführen — jenen an dem unglücklichen Landammann Suter verübten Justizmord, den Ebel zuerst mit historischer Treue, aber auch mit der Gluth eines von gerechter Entrüstung überströmenden Herzens erzählt hat, mit dem lebendigsten Interesse?

Die Schilderung sollte zunächst zu den drey Waldstätten fortschreiten. Manche Materialien waren auch hiesfür gesammelt. Aber die Ausarbeitung unterblieb leider. Ob vielleicht der durch manche, auch herbe Erfahrungen

gereifte Mann in spätern Jahren jene Erhebung des Geistes, die bey ihm stets der oberste Zweck alles Wissens war, für sich und Andere in der Betrachtung der Natur in höhern Maße zu finden glaubte, als im Studium des Völkerlebens? — Wir wagen nicht, es zu entscheiden.

Ganz im Geiste dieser Schilderungen ist auch die letzte im Druck erschienene Arbeit Ebels verfaßt, der anziehende Text nämlich, den er aus Gefälligkeit zu Hrn. Johann Jakob Meyers „mahlerischer Reise durch die neuen Bergstraßen des Cantons Graubünden“ geliefert hat.

Auch durch seinen persönlichen Umgang fuhr Ebel bis an das Ende seines Lebens fort im nämlichen Sinne zu wirken, wie durch seine literarische Thätigkeit. Keiner der zahlreichen Fremden, die ihn besuchten, mag ihn ohne irgend eine in anziehender Form erhaltene Belehrung verlassen haben. Wo er etwas dazu beitragen konnte, den Reisenden ihren Aufenthalt in der Schweiz genußvoller und lehrreicher zu machen, fand man ihn stets bereit. So war er auch einer der gemeinnützigen Männer, welche (1816) die Erbauung des Hauses auf dem Rigi-Culm durch ihre Aufmunterung und kräftige Verwendung möglich machten.

So viel von Ebels Leistungen im Gebiete der Wissenschaft, im Gebiete gemeinnütziger Thätigkeit. Möchte es unserer Feder vergönnt seyn, auch den Mann selbst würdig zu schildern.

Ebel war eine derjenigen seltenen Naturen, welche von der Vorsehung dazu außerkoren scheinen, die Erinnerung an den Adel unsers Geschlechtes unter uns zu erhalten. In einer ausgezeichnet schönen, Achtung und Ehrfurcht gebietenden Gestalt wohnte ein edler Geist, dessen verschiedenartige Kräfte in der schönsten Harmonie sich entfaltet hatten. Jene glückliche Mischung bewußter und unbewußter Seelenthätigkeit, jenes Zusammenwickeln von Verstand und Gemüth, das den Menschen so liebenswürdig macht, fand sich bey ihm in seltener Vollendung. Stets war er auch bemüht, auf eine solche harmonische Thätigkeit der Seelenkräfte bey sich und Andern hinzuwirken. Kein Eindruck, den sein Gemüth empfing, befriedigte ihn, so lange er nicht daraus ein Resultat für seine Erkenntniß geschöpft, so lange er sich nicht über die demselben zum Grunde liegende Idee genaue Rechenschaft abgelegt hatte. Nichts Dunkles, nichts Schwankendes sollte in seinen Vorstellungen seyn. Hatte er aber einmahl etwas als wahr und gut erkannt, so trieb ihn auch die ganze Kraft seines Gemüthes,

die Wahrheit auszusprechen, das Gute zu vollbringen. Mit eben so viel Liebe als Aufmerksamkeit faßte er alle Verhältnisse des Lebens auf; allen gleichmäßig genug zu thun, war das Streben seines Geistes, das Bedürfniß seines Herzens. „Von Allem“, bezeugt sein Freund Usteri, „was als Menschliches den Menschen ansprechen soll, ist ihm nichts fremd geblieben.“ Im schönsten Sinne des Wortes hat man ihn einen Philosophen genannt. Er liebte es, zumahl in den spätern Jahren seines Lebens, zwischen den Gesetzen der leblosen Außenwelt und denen der sittlichen Natur des Menschen eine Uebereinstimmung, eine innere Verwandtschaft zu suchen. So schreibt er in einem seiner hinterlassenen, für die neue Ausgabe der „Anleitung“ bestimmten Aufsätze:

„Das Großartige und Lebendige, die tiefe Poesie der Gebirgsnatur berührt die Empfindung auf eine allmächtige Weise, und offenbart sehr deutlich ihre geheimnißvolle Verwandtschaft mit der geistigen Welt des Menschen, deren mannigfaltige Zustände und innere Bewegungen sich in dem wundersamen Spiel und Wechsel des bedeutsamen Ausdrucks der Gebirgslandschaft versinnlichen. Bald spricht sie an als Bild der Jugend in aller Gluth der Phantasie und der ganzen Rohheit wilder Kraft, bald als Bild weiblicher Holdseligkeit und Sanftmuth; — bald schimmert sie gleich einer mit allem Schmelz der lieblichsten Farben geschmückten Braut, bald tritt sie mit dem edeln Ernst des tiefdenkenden Mannes, bald mit finstern Trotz und dem drohenden Zorn eines furchtbaren Charakters auf; — bald thronet sie in der Größe und Erhabenheit eines Herrschers, strahlend von Glanz und Pracht, bald liegt sie in Schwermuth und schwarzen Trübsinn versenkt, und bald lächelt die heiterste Ruhe und Unschuld, und der ganze Zauber freundlicher Schwärmerey aus ihren Zügen. Welch' ein reicher Stoff biethet sich hier dem Dichter zur Befruchtung und Begeisterung seines Genies dar, und welch' ein unermessliches Feld breitet sich aus vor den Augen des Mahlers für die Studien seiner Kunst! Hauptsächlich aber ist eine solche Natur das wahre Heiligthum empfindungsvoller Herzen, deren vielfachste Saiten sympathetisch erklingen, wovon Erinnerungen zurück bleiben, die sich durch das ganze Leben allem Edeln und Schönen beygesellen. Je reicher die innere Welt eines Menschen ist, desto verwandtere Beziehungen schließen sich ihm auf, desto tiefer wird Geist, Phantasie und Gemüth angeregt, desto seelenvoller und harmonischer wird das ganze Wesen ergriffen. Jeder Mensch, dessen Gefühl im stillen Umgange einer außerordentlichen Natur die Wonne beseligender

Rührungen zu finden weiß, dessen innerer Sinn einen Schatz unausschöpflicher Bilder und Genüsse dieser edeln Art für die Zeit seines Lebenswinters einsammeln will, der wandere in die Alpen der Schweiz."

Jedoch waren diese Vorstellungen bey ihm nicht eitle Träumerey; sie hatten eine sehr bestimmte sittliche Richtung. „Je ausschließender der Mensch nur mit Menschen umgeht“, — so spricht er an einem andern Orte *) eben so wahr als schön sich aus, — „je mehr deren Getämme, Thun und Treiben ihm einzige Welt wird, desto mehr sinkt er zu einem kleinlichen, niedrigen, verdorbnen und elenden Geschöpfe herab. Erreichung der Wünsche des gemeinsten eigennütigen Triebes wird dann das Ziel seines Lebens, und glänzender Prunk das Maß aller Größe. Hergebrachte Meinungen und das Geschwätz der Menge erfüllen dann seinen Geist, und kindische, oft grausame Eitelkeiten sein Herz. Als ein Slave niedriger Triebe kriecht er bald im Staube vor verächtlichen Götzen, bald stolzirt er in eingebildeter Höheit mit Alles zertretendem Fuße einher.

„Ueberall zwar biethet die Natur jedem Guten, der unter dem Drucke dieser Verkehrtheiten seufzt, eine tröstende Hand, an deren Leitung das Herz Milderung seiner Leiden findet. Aber der Umgang mit erhabener Natur wird wahre Läuterung für die Seele, ein Verwahrungsmittel gegen die Gefahr, im Strudel der Welt zu versinken und sich selbst und das hohe Vorbild edler Geister zu verlieren. — In den Alpen thront die Natur in allmächtiger Größe und unvergänglicher Erhabenheit! Auf ihren Zinnen, über die Wolken empor gehoben, fühlt sich der Mensch entfesselt von allen Sorgen und Gebrechen seines Geschlechtes, dessen Gewühl in den dunkeln Tiefen und weiten Fernen allen Sinnen entwindet. Ein ungeheures Gebieth von Riesenselsen überschauend, glaubt der beflügelte Geist über eine ganze Welt zu schweben, und von den zahllosen Zeugen der vergangenen Schicksale der Erde die Geschichte der Natur verkünden zu hören. . . Nichts stört hier die ernststen Betrachtungen über die Ewigkeit der Natur und über den Augenblick des Seyns, welches Menschenleben, Völkerleben heißt. Wie schwindet dann so Alles, was die menschliche Thorheit groß und wichtig nennt, als das elendeste Traumbild dahin, und wie bejammernswerth erscheint das sich selbst plagende Geschlecht! —

*) Anleitung, Bd. I. S. 45 u. ff. der dritten Ausgabe.

Hier erweitert sich die Seele in die Räume der Unendlichkeit, und eine nie empfundene Begeisterung weihet zum Bunde der Tugend, der einzig ewigen Größe denkender Geister, ein. — O, nur in der Einsamkeit erhabener Natur findet der Mensch sich selbst und den Adel seines Wesens wieder; nur da erlangt der Geist Größe und Würde, und das Herz unnennbaren harmlosen Frieden."

Nicht nur solche schriftliche Denkmale seiner Ueberzeugungen hat Ebel hinterlassen; seine Freunde erinnern sich auch mit Rührung, wie er bisweilen in vertrautem Kreise, in Stunden der Weihe, etwa auf Reisen, wenn eine erhabene Naturscene sein Gemüth mächtig ergriff, von der Anschauung des äußern Bildes zur Betrachtung der dadurch angeregten Ideen übergehend, seinen Glauben an die Ewigkeit unsers Daseyns und an die erhabene Würde der Tugend mit einer tief ergreifenden Begeisterung und mit jener vollendeten Schönheit des Ausdrucks, die ihm eigen war, aussprach. Je weniger er seine Religiosität im gewöhnlichen Umgange zur Schau trug, desto tiefern Eindruck mußten solche Augenblicke, in denen sich das Heiligthum jener Seele aufschloß, zurück lassen. Auf ähnliche Weise sprach er sich einst gegen den Kronprinzen von Preußen aus, als er denselben (1819) auf einer Reise durch die Schweiz begleitete. An einem Felsenabhang im Gebirge, wo sich Gelegenheit darbot, von der wunderbaren Kraft des Magnetes zu sprechen, lenkte Ebel unversehens die Aufmerksamkeit des Prinzen auf die verwandten Erscheinungen der moralischen Welt, und, mit Hinweisung auf die erhabenen Pflichten, welche seines Zuhörers warteten, entwickelte er in begeisterter Rede die segensreichen Wirkungen, die ein zur Würde seiner Bestimmung sich erhebender Geist in weiten Kreisen um sich her verbreite. Hingerissen, tief erschüttert horchten die Umstehenden. Auch in Ebels Gemüth ließ diese Scene einen unauslöschlichen Eindruck zurück. „Nie", hat er gegen einen Freund geäußert, „nie habe ich einen schmerzlichen Augenblick erlebt, als wie ich diesen Königssohn, ganz Geist und Ohr, meiner Ideenentwicklung folgen und besser, als irgend einen hochstudirten Professor, meine Worte auffassen und in die Tiefe seines Gemüthes aufnehmen sah." Kurze Zeit nachher erhielt Ebel von Berlin aus vertrauliche Eröffnungen, welche ihn vermögen sollten, seinen bleibenden Aufenthalt dort zu nehmen. Aber auch diese Anträge, so erfreulich deren Veranlassung, und so ehrenvoller Natur sie waren, lehnte er gleich frühern ab, weil er eine unabhängige Stellung über

Alles schätzte, und hierin die Bedingung einer ihn selbst befriedigenden Wirkksamkeit zu erblicken glaubte.

Eine so edle Gesinnung mußte auch im Leben schöne Früchte tragen. Wie Vieles Ebel für Andere geleistet, ist bereits erwähnt worden. Was ihn aber vorzüglich auszeichnete, ist die Seelenstärke, womit er sich über Begierden und Leidenschaften, von denen selbst der bessere Mensch selten ganz frey ist, zu erheben wußte. Wenn er in seinen Schriften die Betrachtung der Natur als das Mittel empfahl, den Geist von den Fesseln des gemeinen Alltagslebens, von den Sittlichkeiten der Welt frey zu machen, so war es nicht bloßes Wortgepränge; er selbst gab das Beyspiel. Ein Belege hiesfür dürfte nicht ohne Interesse vernommen werden.

Um das Jahr 1815 verlor Ebel einen Oheim, der ein bedeutendes Vermögen hinterließ. Dieses befand sich in einer Handlung, die um jene Zeit einen beträchtlichen Vorrath von Schiffsbauholz in Hamburg liegen hatte. Während des Krieges wurde dieser Vorrath von Dayouët in Beschlag genommen und zu Befestigungsarbeiten verwendet. Die dafür ausgestellten Bonds suchte man nachher vergeblich bey der in Paris vorgenommenen Liquidation geltend zu machen. Unter dem Titel, daß denselben gewisse Förmlichkeiten abgehen, wurden sie als ungültig zurück gewiesen. Umsonst ließ man die Ansprache durch einen Bevollmächtigten Jahre lang betreiben; es kam nichts dabey heraus. Ueber diese für Ebel so wichtige Verhandlung und deren unglücklichen Ausgang beobachtete er gegen seine Freunde das tiefste Stillschweigen; sie nahmen auch während dieser ganzen Zeit in seiner Gemüthsstimmung keine Veränderung wahr. Erst lange nachher hörte man ihn bey gegebenem Anlasse jenes Ereignisses und des erlittenen Verlustes, der sich auf eine sehr bedeutende Summe belief, Erwähnung thun. War er auch unverehlicht und von Jugend auf an eine sehr einfache Lebensweise gewöhnt, so konnte doch für einen Mann, der bey einem mäßigen Vermögen so viel wissenschaftliche Bedürfnisse und einen so gemeinnützigen und menschenfreundlichen Sinn hatte, eine Einbuße von solchem Belang nichts weniger als gleichgültig seyn.

So eifrig Ebel in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen war, und so treu er an den Ueberzeugungen hing, welche er auf dem Wege vieljähriger gewissenhafter Forschung erlangt hatte: so wenig war ihm die Bescheidenheit fremd, jene Tugend, welche — so drückt sich ein achtungswürdiger Schriftsteller aus —

„die Erde auch des tieffinnigsten und vielwissendsten Geistes ist, aber gerade von dem Geschlechte der handwerksmäßigen Halbwisser verschmäht wird, weil es die Wege nicht ahnt, auf denen sie errungen werden muß.“ Man hat an ihm mit Recht die Gemüthsruhe bewundert, womit der sonst lebhaft empfindende und zu raschem Handeln geneigte Mann herbe und unfreundliche Angriffe ertrug, welche bisweilen gegen seine Lieblingsansichten über naturwissenschaftliche Gegenstände in Zeitschriften und öffentlichen Blättern, nicht immer mit Schonung seiner Persönlichkeit, gerichtet worden sind. Glaubte er etwa den Umgang von Personen meiden zu müssen, deren Ueberzeugungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens nicht die seinigen waren, so ließ er doch jedem, auch eine abweichende Richtung verfolgenden Verdienste volle Gerechtigkeit widerfahren. Groll und Eifersucht waren seinem Herzen fremd.

Vor Pedanterey bewahrten ihn die Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen und ein ausgebildeter Sinn für das Schöne nicht weniger als die natürliche Lebendigkeit seines Geistes. Fern von aller Kopfhängerey, war er noch im angehenden männlichen Alter ein munterer, an allen heitern Freuden Theil nehmender Gesellschafter, und noch in spätern Jahren besaß er die Gabe eines anziehenden gesellschaftlichen Umgangs in ausgezeichnetem Grade. Aber diese Fröhlichkeit floß aus reiner, untadelhafter Gesinnung, und durch abhärtende Strapazen errang und behauptete schon in dem feurigen Jünglinge der Geist die Herrschaft über die Sinne. Im gesunden Körper erhielt sich eine gesunde Seele.

Später jedoch untergruben nachtheilige Einflüsse die sonst so kräftige Gesundheit. Schon mehrere Jahre vor seinem Tode entwickelte sich in seinem Körper ein Krankheitsstoff, der ihm manche Beschwerden verursachte. Auch die zahlreichen Besuche, die er empfing, waren ihm nicht zuträglich. Da nämlich diese, verbunden mit seinen Körperbeschwerden, es ihm unmöglich machten, den Tag hindurch seinen wissenschaftlichen Arbeiten obzuliegen, so benutzte er dazu die Stunden der Nacht, wo der etwas gereiztere Nervenzustand, verbunden mit der ihn umgebenden Stille, die Thätigkeit des Geistes erleichterten. Oft legte er sich erst spät nach Mitternacht nieder, und war dann am Morgen um so ermüdet. Diese Gewohnheit war für seinen ohnehin angegriffenen Zustand von nachtheiliger Wirkung. In der Folge bildeten sich Wasseransammlungen

in den Brust-Organen, welche schon um die Mitte des Sommers 1850 den Zustand des Kranken als hoffnungslos erscheinen ließen.

Ebel hatte in frühern Jahren den ärztlichen Beruf mit Erfolg ausgeübt. Von roher Empirik und bodenloser Systemsucht gleich weit entfernt, hatte er sich auch hier als geübten Denker und gewissenhaften Forscher bewährt. Später, in Zürich, beschränkte sich seine ärztliche Thätigkeit auf Consultationen in engerm Freundeskreise; aber um so unermüdeter war hier seine Sorgfalt, um so inniger seine Theilnahme. Nicht leicht wußte jemand, wie er, „Freunden ein Freund zu seyn.“ Das Besorgliche seines eigenen Zustandes entging ihm keineswegß; mit Aengstlichkeit beobachtete er den Fortgang seines Uebels. Allein gerade in dem bezeichneten Zeitpunkte, wo die Kennzeichen der lebensgefährlichen Krankheit auf das unzweydeutigste hervor traten, verkannte er die bedenkliche Natur derselben.

Doch jetzt nahmen nochmahls die Weltbegebenheiten seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein aufrichtiger und warmer Freund gesetzlicher Freyheit, hatte er mit bangen Besorgnissen die Fortschritte jesuitischer Verfinsterungssucht im benachbarten Frankreich beobachtet. Um so frohere Hoffnungen weckten in seiner Brust die Begebenheiten der Juliusstage. Aber als die Katastrophe in Belgien erfolgte, als die Wirkungen der Französischen Revolution auch nach Deutschland sich ausbreiteten, und Europa in den furchtbarsten aller Kriege und in endlose Verwirrung zu stürzen drohten, da undüsterten bange Ahnungen seinen Geist. Besonders lag ihm auch jetzt wieder das Schicksal unserß Vaterlandes am Herzen. Er war nun in demselben völlig heimisch, mit unsern Einrichtungen und Sitten, überhaupt mit allen Eigenthümlichkeiten unserß Landes und Volkes, vertraut geworden. Mit ausgezeichneten Personen aller Cantone stand er in genauer Verbindung. So gut, wie irgend jemand, sah er die Gebrechen unserer Staatseinrichtungen ein. Er wünschte eine Reform, aber auf gesetzlichem Wege.

„Nie habe ich“, schreibt einer seiner Freunde, „einen Menschen gekannt, der, bey der entschiedensten Freyheit des Geistes und dem wärmsten Antheil an der fortschreitenden Veredelung der menschlichen Gesellschaft, so behutsam den bestehenden Formen sich nahte, und nur nach und nach, mit möglichster Berücksichtigung des Hergebrachten, dem nothwendig scheinenden Neuen die Bahn gedffnet wissen wollte. Die sittliche Freyheit war ihm das höchste Ziel

und die sicherste Bürgschaft für das Glück und den Frieden des Menschengeschlechtes. Jede gewaltsame Veränderung des Staatsorganismus, und vor Allem die Entfesselung der rohen Kräfte der Menge, betrachtete er nicht bloß als zu gewagt, sondern auch als eine Verletzung der Gesetze unserer edlern, geistigen Natur, als verderblich. Beständig hat er deshalb alle seine Kräfte aufgeboten, um zu rechter Zeit dem Rechten auf rechtllichem Wege Eingang zu verschaffen, und dadurch unredlichen und falschen Abschwefungen vorzubeugen. Auch hier erkannte er schnell die wahre Natur der Uebel, und bey seinen reichen Erfahrungen entdeckte er auch eben so bald die wirksamsten Heilmittel. Für viele der tüchtigsten Schweizerischen Magistrate ging mit ihm der treueste Freund, der geschickteste Rathgeber zu Grabe, und sein Scheiden wurde auch gleich sehr fühlbar."

Die Verhältnisse unsers Cantons in's Besondere beschäftigten ihn in den letzten Jahren noch sehr lebhaft. Die Stellung der Hauptstadt zu den Landgemeinden war schon längst ein Gegenstand seines Nachdenkens, und er hatte sich mit allen Einzelheiten der zwischen den beyden Theilen bestehenden politischen und ökonomischen Beziehungen vertraut gemacht. Seiner Seele schwebte das schöne Bild eines auf gegenseitige Liebe und Vertrauen gegründeten Verhältnisses zwischen Stadt und Landschaft vor, eines Verhältnisses, das, durch die Bande einer Pietät geknüpft, wie wir sie etwa in den schönern Zeiten des Römischen Alterthums finden, inniger und dauernder seyn mußte, als irgend eine Schöpfung gesetzgeberischer Weisheit. „Was das Herz für den Körper“, meinte er, „das soll die Hauptstadt für den Canton seyn; die Thätigkeit des Ganzen soll sich in ihr concentriren, Leben und Wärme von ihr in die äußern Theile ausströmen.“ Uebrigens war dieß bey ihm nicht ein unfruchtbares Gebilde der Einbildungskraft oder des speculirenden Verstandes; es war eine tief gewurzelte, durch vieljährige Erfahrung gereifte Ansicht, die auf seine Handlungsweise einen entschiedenen Einfluß ausübte. Nicht nur machte er es sich selbst, in allen Verhältnissen, die ihn etwa mit Personen aus den verschiedenen Theilen des Cantons in Verührung brachten, zur Pflicht, an allen ihren Anliegen den aufmerksamsten Antheil zu nehmen und ihnen mit Rath und That beizustehen; sondern er forderte das Nähmliche auch von Andern. Wie denn überhaupt das natürliche Wohlwollen, das ihn besetzte, und das sich in seinem

Blicke so schön ausdrückte, stets eine kräftige Stütze und eine sichere Leitung in seinen Grundsätzen fand.

Hestig bewegten ihn diese Ideen noch auf seinem Krankenlager. „Etwas lastet noch auf meinem Herzen, das mir keine Ruhe läßt“, äußerte er einst gegen einen Freund, und brachte dann den berührten Gegenstand zur Sprache. „Ich muß mich hierüber noch öffentlich aussprechen. O, meine Ansicht ist die Frucht eines so gereiften Nachdenkens und liegt so völlig ausgebildet in meinem Kopfe, daß ich auch den Ungläubigsten überzeugen werde.“ Aber die Erfüllung dieses Wunsches sollte ihm nicht mehr gewährt werden.

Diesen Kummer ausgenommen, verließen ihn die gewohnte Ruhe und Heiterkeit auch auf dem Krankenlager nicht. Bisweilen fanden ihn die besuchenden Freunde, wie er einen Krystall vor sich hielt und nachdenkend betrachtete. „Sehen Sie, wie klar und wie fest!“ pflegte er dann etwa zu sagen, erwartend, ob das sinnig gesprochenes Wort Anklang finde.

Eines Abends, nach langem Schlummer plötzlich erwachend, erkannte er auf einmahl das Herannahen seines Todes, und traf sogleich mit voller Geistesgegenwart und heiterm Gemüthe seine letzten Verordnungen. Am folgenden Tage bath er seine theuern Hausgenossen, bey ihm zu verweilen, und sprach zu ihnen, klar und bestimmt, wie sonst, nur mit der erhöhten Nührung eines Scheidenden, über Vergangenheit und Zukunft. Nicht für die Spanne des Erdelebens nur habe ihn eine unsichtbare Hand durch wunderbare Fügung der Umstände aus dem fernen Norden zu dieser Vereinigung mit gleichgestimmten Seelen geführt; ewig sey die Verwandtschaft der Geister. — Eine Weile noch war der Sterbende bemüht, die mit seinem Körper vorgehende Veränderung selbst zu beobachten und sich darüber auszusprechen; aber endlich vermochte er es nicht mehr. Den 8. October, Abends um acht Uhr, entwand sich der Geist der sterblichen Hülle, die eine halbe Stunde früher in sanften Schlummer versunken war.

So krönte dieses schöne Leben ein herrliches Ende.

An Euch, theure Leser, die Ihr die Schwelle des männlichen Alters noch nicht überschritten, richten wir noch ein kurzes Schlußwort. Leicht setzt sich besonders der gutgeartete Jüngling der Gefahr aus, an das Leben übertriebene Forderungen zu stellen. Eine Zukunft mahlt er sich, reich an schweren Kämpfen, aber auch an herrlichen Belohnungen. Schon sieht er im Geiste den Sieg des

Lichtes über die Finsterniß, der Tugend über das Laster. Und tritt er dann in das Leben ein, wie ist Alles so ganz anders! Wie fließen da oft Licht und Schatten in trügerischem Hellsdunkel in einander! und je reiner der Wille, desto unsicherer wandelt bisweilen der Fuß unter diesen täuschenden Erscheinungen. Da stürzt dann Mancher von den Sonnenhöhen, zu denen er in kühnem Fluge sich empor geschwungen, mit gelähmtem Fittig in die grause Tiefe des prosaischen Alltagslebens hinab; und es umklammern ihn alle die kleinlichen Sorgen der Menschen, denen er sich nicht zu entwinden weiß, weil er sie nicht vorgesehen; und kaum findet er von Zeit zu Zeit einen Augenblick, wo er freyer athmen, seinen Geist wieder erheben, sein Gemüth wieder sammeln kann.

Vor dieser Gefahr Euch zu bewahren, liegen zwey Bücher vor Euch aufgeschlagen.

Das eine ist das Buch der Geschichte. Leset in diesem, theure Jünglinge, um Euch mit der Welt, wie sie wirklich ist, genauer bekannt zu machen, Euren Blick für das Leben zu schärfen, und durch die Betrachtung weiser und tugendhafter Männer der Vorzeit Euren Willen zu stärken. Vorzüglich aber verweisen wir Euch an jenen Einzigem, dessen erhabene Sendung kein Spott und kein Zweifel im Buch der Geschichte auszulschen vermag.

Das zweyte Buch ist das der Natur. In diesem vornehmlich hat Ebel gelesen. Gleich ihm lernet aus demselben erkennen, wie wenig unser Leben werth sey, mit allen seinen Herrlichkeiten, wenn es nicht dem Streben nach Selbstveredlung gewidmet ist.





